

„Wir tun so, als wären Menschen mit Alzheimer geistig Tote“

16. Mai 2011 | 17:43 | | Josef Bruckmoser

Unheilbar krank. Die Medizin habe verlernt, mit dem Schicksal umzugehen und den Betroffenen dabei zu helfen, sagt Giovanni Maio.

Der Selbstmord des deutschen Unternehmers und Fotografen Gunter Sachs hat das Schicksal von Alzheimer-Patienten ins Rampenlicht gerückt. Giovanni Maio, Mediziner und Ethiker an der Universität Freiburg, kritisiert, dass die Medizin dem Menschen zu wenig dabei helfe, mit einem unausweichlichen Schicksal leben zu lernen. Die SN sprachen mit dem Wissenschaftler anlässlich des Symposiums „Lebensstil und persönliche Verantwortung“ des Instituts für medizinische Anthropologie und der Österreichischen Ärztekammer in Wien.

SN: Herr Maio, alle Technik und Medizin hat zum Ziel, Schicksalsschläge abzuwenden, seien es Naturkatastrophen oder Krankheiten. Warum machen Sie sich zum Anwalt des Schicksals?

Maio: Die Medizin gibt sich als eine an der Machbarkeit orientierte Disziplin aus. Wenn wir Medizin dagegen als soziale Praxis verstehen, dann ist die erste Frage, wie kann Medizin helfen? Sie kann es dadurch, dass sie neue Therapien entwickelt und vieles, was früher Schicksal war, gut behandeln kann. Das ist zu begrüßen. Aber die Medizin erweckt den Eindruck, als könne sie alle Krankheiten abschaffen. Sie unterwandert damit das Potenzial des Menschen, dass ich mich auch einfinden kann in eine Krankheit, mich mit ihr anfreunden kann.

SN: Es ist doch die erste und wichtigste Aufgabe der Medizin, gegen die Krankheit anzukämpfen.

Maio: Ja, aber im Bewusstsein der Grenzen und in dem Bewusstsein, dass ich mehrere Möglichkeiten habe, mit Krankheiten umzugehen. Ich kann sagen, ich muss die Krankheit unbedingt bekämpfen. Wenn sie dann doch auftritt, dann ist es das Ende meines Glücks.

Genau das stelle ich grundlegend infrage. Allein dadurch, dass ein Mensch krank wird, ist sein Schicksal nicht erfüllt. Schicksal erfüllt sich erst in der Art und Weise, wie ich mit dem „Geschickten“ umgehe. Die Medizin wartet mit viel Technik auf, aber sie bringt den Menschen nicht bei, wie sie sich mit dem anfreunden könnten, was nicht zu ändern ist.

SN: In Deutschland hat der Selbstmord von Gunter Sachs Aufsehen erregt. Er wollte nicht mit Alzheimer leben. Wie können Sie verlangen, dass ein Mensch dieses Schicksal einfach so annimmt?

Maio: Ich würde nicht verlangen, dass er diese Krankheit einfach so annimmt, wie Sie sagen. Ich würde hoffen, dass wir ins Gespräch kommen können. Dann stellt sich die Frage, wie kann sein Leben unter diesen Vorzeichen abgerundet werden, und nicht abgebrochen. Es wäre Aufgabe der Medizin, die Potenziale, die jeder Mensch hat, in der Begleitung, in der Betreuung zu stärken, ihm Perspektiven aufzutun, zu sagen: Ja, Alzheimer steht bevor, aber das muss nicht das Ende deiner Selbst sein. Es kommt darauf an, wie du das vorbereitest, wie du dich selbst verhältst dazu.

Aber in dieser entscheidenden Phase ist die Medizin auf dem Rückzug, weil sie sich als eine technizistische Medizin versteht. Sie hat den Beziehungscharakter des Heilens und des Helfens in den Hintergrund gerückt. Ich möchte mit dem Begriff des Schicksals verdeutlichen, wie wichtig eine Beziehungsmedizin sein kann, wenn sie die Krise des anderen ernst nimmt und einen gemeinsamen Weg mit ihm geht.

Der Mensch ist nur dann dem Schicksal ausgeliefert, wenn er das, was nicht zu ändern ist, als letzten Punkt betrachtet. Ich verstehe Schicksal nicht als diese Besiegelung. Wir haben nicht die letzte Freiheit verloren, wenn wir mit dem Schicksal konfrontiert werden. Ich verstehe Schicksal als Auftrag an den Menschen: Da ist Alzheimer, aber das trägt uns auf, auf positive Weise damit umzugehen, um uns auch angesichts der Krankheit selbst zu verwirklichen.

SN: Das klingt wie ein harter, moralisierender Anspruch an einen kranken Menschen: Nimm dein Schicksal als Auftrag an!

Maio: Ich meine nicht Auftrag im Sinne einer moralischen Aufforderung, sondern im Sinne dessen, dass der Mensch auch innerhalb des unabänderlich Schicksalhaften noch Freiheit hat. Diese Freiheit muss der Arzt unterstreichen.

Die Medizin neigt meist dazu, das Nicht-Mehr zu unterstreichen. Aber das Immer-Noch, das, was noch ist, ist genauso wichtig.

SN: Die Medizin schiebt die Konfrontation mit dem Schicksal so weit wie möglich hinaus.

Maio: Sie weckt oft falsche Hoffnungen, anstatt den Menschen innerhalb des Unabänderlichen auf das hinzuweisen und ihn da hinzuführen, was trotzdem möglich ist.

Der Mensch ist ein faszinierendes Wesen. Er hat extrem viele Strategien, sich auch in dem noch so widrig Scheinenden zurechtzufinden. Denken Sie an Patienten, die total gelähmt sind, die nur noch mit dem Computer kommunizieren können. Wenn man sie fragt, sagen sie, sie finden ihr Leben sinnvoll, weil sie doch noch kommunizieren können. Das muss der Arzt verdeutlichen. Je mehr die Medizin aber suggeriert, dass sie alles im Griff hat, desto mehr resigniert sie, wenn das nicht mehr zutrifft.

SN: Diese Resignation überträgt sich dann auf den Patienten?

Maio: Ja, ich plädiere daher für eine Medizin der Hoffnung, auch unter vielleicht engen Grenzen, die ein Mensch dann noch hat.

SN: Wo bleibt die Würde eines Menschen, wenn er Alzheimer im fortgeschrittenen Stadium hat, wenn er nicht mehr weiß, wo er ist, wer er ist, wer bei ihm ist?

Maio: Die Würde ist nicht an Fähigkeiten festzumachen. Ein Alzheimer-Patient verliert seine Würde, wenn wir ihn so behandeln, als hätte er keine. Wenn dagegen eine Atmosphäre des Solidarischen gelebt wird, werden Menschen, die Alzheimer bekommen, nicht das Gefühl haben, dass sie nichts mehr wert sind. Medizin kann nicht nur eine angewandte Naturwissenschaft sein. Sie muss darum werben, dass auch ein Leben mit Alzheimer wertvoll ist. Denken Sie an Walter Jens, den Rhetorikprofessor. Der hat gesagt, wenn ich einmal geistig nicht mehr klar bin, dann möchte ich auf keinen Fall weiterleben. Jetzt hat er Alzheimer, und seine Frau sagt, er wirke zufrieden. Niemand kommt auf die Idee, es wäre besser, er lebte nicht mehr.

SN: *Tatsache ist aber auch, dass er sehr eingeschränkt lebt.*

Maio: Es kommt entscheidend auf den Umgang an. Wir müssen mit Alzheimer-Patienten sprechen lernen. Wir können mit Walter Jens keinen wissenschaftlichen Diskurs mehr führen, aber wir können mit ihm sprechen, auf eine andere Weise. Wir müssen die Kommunikation mit diesen Menschen erlernen. Dann erkennen wir auch ihre Potenziale.

Wir tun so, als wären Alzheimer-Patienten die geistig Toten, die wir gar nicht mehr da haben. Aber sie leben, sie sind unter uns. Wir werden ihnen nicht gerecht, wenn wir sie nur negativ, defizitär sehen. Wir können diese Menschen nicht entsorgen. Wir müssen uns mit ihnen beschäftigen.

© SN/SW